

(Nachdruck verboten.)

[22]

## Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Rejer ging diesen Morgen ganz früh mit einer Laterne in den Holzschuppen, um das letzte aus dem Weg zu räumen und dann völlig fertig zu sein.

Er hatte schon das behagliche Gefühl, sich warm gehaßt und gespalten zu haben, als er von der Ecke des Hauses ein paar nahende Stimmen vernahm, welche machten, daß er mit der Axt in der Hand stehen blieb und unruhig aufhorchte.

„... sich niemals so gut unterhalten wie heute Abend — das haben Sie schon oftmals früher gesagt, Steuermann Lind!“ sprach eine lustige Mädchenstimme.

„Man ahnt nicht, was daheim emporkwächst, während man auf Reisen ist! Sie liefen als ein kleines Mädchen herum, da ich konfirmiert wurde... Meine Bramstange soll zersplittern, wenn ich je mit irgendwem so getanzt habe... Nach meiner geringen Meinung, wenn ich's gerade heraus sagen darf, schossen sie dahin wie ein Klipper zwischen lauter Holzfrachtern, — ludwärts von ihnen allen! Aus dem Wege mit euch, da kommt einer, der seinen eignen Kurs nimmt!“

„So sink wie ein Seemann hat doch niemand die Zunge und die Beine! Tanzen und reden, das können sie alle, sonst aber... Hast Du den Thürschlüssel, Vater?“ brach sie ab. Man war vor dem Eingang stehen geblieben.

„Ja natürlich, natürlich! — Danke, lieber Freund, daß Sie einem alten Stelzfuß über die Stufen helfen... Adieu, adieu, Herr Steuermann!“

Die Gauthür wurde ein paarmal zugeschlagen, ehe der Kanonier sie schließen konnte.

Nach war Rejer bei der Oeffnung des Verschlages — sein Antlitz trug einen düstern Ausdruck. Lange stand er und schaute im grauen Morgenlicht dem Steuermann Lind nach, welcher mit seinem zurückgeworfenen dunklen Krauskopf die Straße hinaufging.

Er war gefährlich schön... wie er dagestanden und Sara Nördam von den Klippen vorgeredet, und all den Zucker, welchen er für sie hingestreut hatte!

Rejer spürte keine Lust, heute drinnen zu frühstücken; Sara ging natürlich schläfrig herum und dachte an die Unterhaltung der letzten Nacht!

Er schleuderte die Axt aufs Holz und eilte nach Hause, um von Walla Kaffee zu erhalten, ehe sie das Haus verließ.

„Ob ich Ihnen Kaffee geben will? Ja freilich, und zwar einen starken und echten, — einem bei Hoch und Niedrig so angehenden jungen Mann! Ja freilich, — und wenn ich darüber auch den heutigen Verdienst vom Institut und von der Aspirantenschule verlieren sollte... denn Morgenstunde hat für eine alte Frau, die für sich sorgen muß, Gold im Munde... Sie sollen einen Kaffee bekommen, — zwei Löffel voll in den Kessel, — Kaffee zu dreißig Schilling, bei Eberhards gekauft, — so etwas hat man nicht beim Kanonier!“

Sie schwakte und schwakte, aber Rejer war nicht in der Laune, ihr zuzuhören, und er freute sich, als er sie mit ihrem alten braunen Mantel im Gange verschwinden sah.

„Eine gräßliche Klatschbabe! Sie hat mir so viel Zeug in den Kopf gesetzt, daß es mir ganz unmöglich ist, zu lernen, ehe ich nicht ein bißchen herumgelaufen bin!“

Am Nachmittag trat er beim Steuermann Lind ein, welcher in Weste und Hemdärmeln vom Bett aufsprang.

„Habe mich über Mittag ausgeschlafen... Das mit dem Vorschuß ist geordnet. Zwanzig Thaler, abzuholen, wann Du willst... Ah, i—ah!“ Er reakte seine schlaffe Gestalt.

„Wie habe ich heute nacht getanzt... Muß heute abend wieder in Gesellschaft... Ich traf ein schönes Mädchen, darfst mir's glauben! Wir tanzten, o, wir tanzten... Und der Zufall wollte, daß es eine gute Bekannte aus meiner Knabenzeit war!“

„Ich war noch an keinem Ort, wo Sie keine Verwandten oder Bekannten gehabt hätten, Steuermann!“ plakte Rejer heraus; „aber Sara Nördam...“

„Was? Du hast schon gehört, daß ich mit Jungfrau Nördam tanzte?“

„Das ist ein Klatschnest... ein fürchterliches Klatschnest,“ verteidigte sich Rejer ziemlich flau.

„Ein ungewöhnliches Mädchen... Ich werde hinabgehen und die alte Haubitz besuchen!“

Diese Worte fielen Rejer immer ein, als er bei Nacht studierte und hielten ihn in beständigem Sinnen.

Er erhob am folgenden Morgen sein Geld und ging zum Steuermann, um es ihm zu melden und — um zu erfahren, ob er doch beim Kanonier gewesen.

Wallas Wortschwall stand in geradem Verhältnis zur Freude, die sie empfand, daß Rejer sich als ein so pünktlicher Zahler erwies... Sie hatte immer gewußt, daß er bezahlen werde, was er sich von ihr ausborgt hatte und was er ihr sonst noch schuldig war... Es war eine gottgefällige That, einem so achtungswerten jungen Menschen zu dienen... Sie würde schon verbreiten, was für einer er in jeder Hinsicht war...

Er ordnete noch eine Kleinigkeit bei einem Kameraden und setzte sich dann ans Studium — zum erstenmal mit dem bernhigenden Bewußtsein, das nötige Betriebskapital in der Tasche zu haben, zugleich aber auch mit der Empfindung, daß es nun die äußerste Anstrengung gelte.

Rejer lernte, lief fort, um das Notwendigste mit einem Kameraden durchzunehmen, und dann pfeilschnell wieder heim. Er sah eigentlich erst jetzt, wie schrecklich er zurückgeblieben. Das ärgste war natürlicherweise der Anfang, ehe er wieder recht hineinkam...

Als er eines Nachmittags von einem seiner Ausflüge mit dem Buch nach Hause kam, fand er Jens Nordberg — denselben, der ihm die Pfeife verehrt — auf seiner Schiffstraße sitzen.

Jens war der Liebling der Kameraden, ein runder, gesunder Junge mit einem mild- und blutfarbigen Gesicht und lichtblauen Augen, immer lustig, erfinderisch in Auswegen, wenn es sich darum handelte, die Kollegen zu einer kleinen Unterhaltung aufzubringen... Jedoch heute sah er nicht lustig aus! Er knipste mit den Fingern und schaute auf den Boden... Er war gekommen, um sich bei Rejer „Nat zu holen“ — und dann blieb er wieder still und stumm sitzen.

„Ich habe keinen Schilling!“ entschlipfte es ihm endlich. „Bei niemand ein Schilling zu erhalten... und ich... ich werde keine Prüfung machen können!“ schloß er und blickte resigniert, als ob er selbst alles aufgegeben, zu Rejer auf. Er hatte rote Augen; es schien, als ob er geweint... Es ist nicht um meinetwillen, aber die Alten daheim auf Nordberg, siehst Du, die werden ganz verzweifelt sein... Voriges Jahr versprach ich ihnen auch, die Prüfung zu machen!“

Rejers Blut wallte auf. Er schuldete Nordberg Geld; aber zu zahlen war es ja erst von der Frühlingsteuer...

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Ja, ja, ja... was läßt sich da thun?“ Es begann in Rejer zu kochen. Wozu saß der Mensch hier auf der Truhe? „Mir scheint aber doch, gerade Du hast mir gesagt, man fände überall offene Taschen!“

„So sah es damals aus, und ich habe ja auch geliefert, so lang ich konnte!“

Das war ein Vorwurf, und Rejer bekam plötzlich Lust, Nordberg seine Pfeife an den Kopf zu werfen.

„Anton Holm meinte, es sei vielleicht bei Dir etwas aufzutreiben, da Du ja Montag Geld bekommen hast. Aber wo nichts ist, da hat natürlich der Kaiser sein Recht verloren,“ schloß er traurig und stand auf. Mein Steuermannsgemut ist weg... Aber wenn ich hundert Thaler für die sieben verschreiben müßte, so würde ich...“

„Da hast Du Deine sieben Thaler, Nordberg... Dann thue mir aber einen Gefallen: nimm Deine Pfeife wieder, ich werfe sie sonst beim Fenster hinaus auf die Straße!“

„Was? — Schmeiß sie, wohin Du willst!“ sagte Jens Nordberg, der nun, wo er sein Geld in der Hand hielt, plötzlich wieder stolz geworden. „Es giebt Menschen, die einem für eine Handreichung auf solche Art danken... Ich dachte mir nicht, daß Du auch so bist! — Na, adieu!“

Es sollte eine Vorprüfung abgehalten werden. Nejer hatte schließlich gearbeitet und sich ausgehungert und sich ganz dünn studiert und ließ nun alle Sieben gerade sein. Allerdings konnte er mit dieser oder jener Frage Pech haben; aber er vertraute auf das Glück, auf die gute Meinung des Lehrers und auf seine eigene Kaltblütigkeit.

Der Examinator begann ihn aber, unangenehm genug, in jener Partie zu fragen, die nach Weihnachten studiert worden war, und da er hier gleich auf eine große Lücke in Nejers Kenntnissen stieß, so setzte er mit einer Sicherheit, als ob er alles erraten habe, seine Sonde von einem Hohlraum in den andren, — niemals anders wohin als gerade in die hohlen Räume!

Den Kameraden schien es nicht, als ginge die Sache Nejer nahe.

Jedoch abends, als er allein in seinem Stübchen saß, die Ellenbogen auf den rauhspaltigen Tisch gestützt, die zusammengelegten Bücher und die Rechentafel vor sich, — da berriet sein Antlitz andre Gefühle. Unbeweglich steif starrete sein Blick vor sich hin. Am Talglicht rauchte eine lange Schnuppe; sie warf ihren flackernden Schimmer auf die gegenüberliegende Brandmauer und auf den zugestopften Stumpf von einem Ofenrohr . . .

Er hatte eigentlich übermenschlich . . . wie ein Roß . . . gearbeitet . . . für dies Examen, — sich in diesem Loch von einer Kammer geplagt wie nie vorher in seinem Leben!

Er hatte so ungeheuer viel auf die eine Karte gesetzt . . . gemeint, einen neuen Grund zu seinem Fortkommen zu legen, — mit einem Satz emporzuschwellen . . .

Die innere Bewegung zitterte in seinen Gesichtsmuskeln; er hatte ein schneidendes Gefühl von Verzweiflung!

Nicht so leichtsinnig hätte er all diese Jahre dahingelebt, wenn er nicht darauf gebaut hätte, daß er diese Prüfung sogleich nach seiner Heimkunft ganz ohne Schwierigkeit machen und mit einem einzigen Wurf die Stellung eines Steueramanns erreichen würde, eines Steueramanns, der vermöge seiner verlässlichen, praktisch erworbenen Seemannskunde schon bald mit einem Fuße auf der Leiter stand, die zum selbständigen Kommando eines Fahrzeuges emporführte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Strafen und Strafverfahren aus der Berliner Vergangenheit.

Einen der Hauptschäden des Kulturlebens vergangener Jahrhunderte bildete die allenthalben herrschende Unsicherheit der Person. Nicht allein waren durch das Fehdewesen des Mittelalters, durch die zahlreichen Räuberbanden das scharenweise umherstreifende „fahrende Volk“ der Landstrassen, die Sicherheit der Verkehrswege, das Leben und Eigentum der Reisenden aufs äußerste gefährdet; selbst hinter den schützenden Mauern der Städte drohte den Bewohnern beständig Gefahr. Totschläge und schwere Körperverletzungen gehörten zu den alltäglichsten Vorkommnissen. Berlin teilte diese schlimme Lage mit vielen andern deutschen Städten, wo es womöglich noch schlimmer ausfiel, denn das Augsburger Wächtbuch weist für die Zeit 1338—68 172 Totschläge, Breslau 1357—99 sogar 243 Totschläge auf. Mit der Sicherheit in den Straßen Berlins stand es noch Ende des 16. Jahrhunderts so schlimm, daß zur Nachtzeit betrunkene adlige Kaufbolde in die Bürgerhäuser brachen, Bürger verletzten und vertrieben. Zweikämpfe auf offener Straße zur Nachtzeit waren ein fast regelmäßiges Schauspiel und Peter Hastig erzählt, daß am 21. Mai 1600 am hellen lichten Mittag um 2 Uhr in der heiligen Geiststraße ein Edelmann Moritz Wispert von Andreas Rehdorf, den er gefordert hatte, im Kampfe erstochen wurde. Doch auch die Bürger selbst machten es nicht besser und wenn zur Nachtzeit der Ruf erschallte: „Bürger heraus!“ so war dieses das Signal zu furchtbaren Schlägereien und Stechereien. Zu Pfingsten und an den Markttagen mußten die Thore mit doppelten Wachen besetzt werden, um das Raubgesindel abzuhalten, welches aus den Gräben und Elsengebüsch der Landwehr von Kölln in die Stadt drang und bewaffnete Bürgerscharen mußten oft förmliche Treibjagden auf Mörder und Räuber veranstalten, um dieselben aus ihren Schlupfwinkeln in der Köllner Landwehr aufzusüßern.

Es war eine durch alle Gesellschaftsklassen ziehende Gewaltthätigkeit und Brutalität, welche damals beobachtet werden konnten. Entsprechend dem handelten denn auch die Listen der abgeurteilten Straffälle fast nur von Messer- und Schwertzügen, Störungen des Stadtfriedens, nächtlichem Umherziehen auf den Märkten und auf den Gassen mit tödlichen Waffen, hinterlistigen Ueberfällen, gewaltthätiger Selbsthilfe und widerrechtlicher Freiheitsberaubung.

Entsprechend der rohen Art der Zeit waren denn auch Strafen und Strafverfahren besonders hart, wobei man oft die Ver-

obachtung machen kann, wie die Noheilsdelikte verhältnismäßig nicht so schwer bestraft wurden, wie einfache Verfehlungen und Vergehen. Die Polizei- und Kriminalstrafen zeigen, wie oft bei leichteren Vergehen, Diebstahl u. dergl. auf die härtesten Strafen erkannt wurde. Bei Gropius, „Beiträge zur Geschichte Berlins“ (Berlin, 1840) wird mitgeteilt, wie 1412 eine Frau lebendig begraben wurde, weil sie — einen Rock entwendet hatte. Eine Frau Dorothea erlitt 1435 dieselbe grausame Strafe, weil sie einem Lichtenberger Bauern etwas Sped, einige Töpfe und Kessel entwendet hatte. Eine Frau Brabantinne stahl zwei Heringstommen, eine gewisssie Frau Anna bereicherte sich auf uneheliche Weise mit dem Oberrod des Gastwirts von Lichtenberg; beide wurden, die letztere sogar im Weisheit der Ratsherren Pleg und Balsleben, lebendig begraben und noch im Jahre 1447 erleidet Barbara Walke dieselbe Strafe, weil sie in Gemeinschaft mit ihrem Gatten Mertens die Kirchengefäße und Kleinodien zu Kösterin a. d. Ober gestohlen hatte. Die Strafe des Verbrennens wird manchen Personen wegen „verübter Zauberei“ zuerkannt, so i. J. 1408 einem gewissen Nikolaus und 1423 einer Frau wegen Falschmünzerei, einem gewissen Hoberg wegen Diebstahls in der Marienkirche, einer Frau Barbara, 1434 wegen betrügerischen Verkaufs von Blei und Zinn statt Silber usw. Diebe wurden gewöhnlich vor dem Hause aufgehängt, wo sie gestohlen hatten, so ein Junge vor dem Hause des Claus Schulke, weil er eine Tomme Heringe auf die Seite gebracht hatte, so ein Brandenburger Bürger wegen Pferdebstahls. Mädchen und Frauen pflegten für dasselbe Verbrechen, wenn nicht sehr erschwerende Umstände hinzulamen, ausgehauen oder gestäubt zu werden, so die Magd Kathete in Diensten des Zegereischen Hauses, weil sie ein Tuch und eine Börse mit vier Groschen gestohlen. Im Jahre 1430 wurde ein Weib ausgepeitscht, weil es in bösslicher Weise Bilsenkrautsamen in die Oefen des Badhauses im Krögel geworfen, daß die Badenden beinahe erstickt wären.

Noch sind diese Strafen auch in späterer Zeit geblieben. Noch im 16. Jahrhundert gab es für „Unkeuschheit“ eine besondere brutale „Sühne“. Kam ein Mädchen zu Falle, so wurde es unter dem Hofe des Volkes auf das Rathaus gebracht. Dort schor ihm der Büttel die Haare und bekleidete es mit einem Schleier; das Mädchen mußte dann sein Leben lang mit geschlossenem Kopf gehen, denn der Haarschmuck galt dem Sinn des Volkes nicht bloß als die schönste Pierde des Mädchens, sondern auch als ein Zeichen seiner Jungfräulichkeit.

Noch im 17. Jahrhundert bildeten öffentliche Hinrichtungen förmliche Volksfeste. Das Volk drängte sich mit wollüstigem Mitleid dem grauenhaften Schauspiel zu. Ein Berliner Bürger namens Wendland hat sich 1648 Aufzeichnungen über die Hinrichtungen jener Zeit gemacht. Sie sind kulturgeschichtlich höchst interessant.

Von der Langen Brücke, der heutigen Kurfürstenbrücke, stürzte man die unglücklichen Frauen ins Wasser, die in Angst und Verzweiflung ihr auferheliches Kind getötet hatten. Zuvor hatte man sie in Säde genäht, und hernach wurden sie beim Rathause enthauptet. Die satte Jugend stand dabei und weidete sich an dem gräßlichen Schauspiel. Auch auf Nordbrennerei stand der Tod. Der Nordbrenner wurde geköpft und dann verbrannt. Wendland weiß zwei Fälle zu erzählen, in denen Kinder von 15 Jahren, die Feuer angelegt hatten, in solcher Weise hingerichtet wurden. 1656 wurde ein des Mordes beschuldeter Adliger nicht bloß gerädert, sondern ihm zuvor noch öffentlich vor dem Volke die Brust mit glühenden Zangen gekniffen.

Eine schlimme Strafe war das Spieghrutenlaufen. Mußte ein Soldat oder sonst jemand in der Weitenstraße Spieghruten laufen, so wogte vom Schloßplatz bis nach dem Köllnischen Rathause eine dichtgedrängte Menge von Zuschauern, welche sich am Anblick der Rutenschläge und des herabströmenden Blutes ergötzte. Wendland erzählt uns auch von einer eigentümlichen Strafe, die er am 20. Mai 1676 vollstrecken sah. „Am diesem Tage mußte Crust Stachow zu Kölln auf dem Fischmarke fünf Stunden daselbst auf dem Esel reiten, ihm ward zu sonderbarem Schimpf die Diebskarre dreymal um den Esel geführt, solches geschah bei vollreicher Versammlung.“ Aber solche öffentlichen Strafroheiten mußten auch eine allgemeine Verwilderung des Gefühls zur Folge haben, die manchmal den seltsamsten Ausdruck fand. So sah sich das Volk im Januar 1676 vor dem Köllnischen Rathause wohl das grauenhafte Schauspiel der Enthauptung einer des Mordes verdächtigen Frau an, als ihr aber hernach „die Haut abgezogen“ werden, d. h. als der Leichnam Zwecken der Anatomie dienen sollte, erhob es lebhaften Protest. Es erschien dem Aberglauben des Volkes als eine entsetzliche Entweihung. Später gewöhnte sich der Berliner jedoch auch daran. Wendland berichtet aus dem Jahre 1694: „Den 10. Januar ward ein Weibsstück vor dem Köllnischen Rathause enthauptet. Sie ward in einen Sarg gelegt, daß sie sollte begraben werden, die Doktoren aber baten sie aus und ward auf dem Köllnischen Rathause anatomiert; man konnte sie tagelang für zwei Groschen zu sehen bekommen.“

Die schreckliche Zeit der Hexenverfolgung und der Hexengerichte in Deutschland brachte auch bei uns eine Verschlimmerung der rohen Strafen und des Strafsystems. Der Große Kurfürst begünstigte den Hexenprozeß; 1679 erließ er sogar eine besondere Verordnung, in welcher er ausdrücklich befahl, „alle Hexen zur gerechten Strafe zu ziehen“. Nach Bürger Wendlands Aufzeichnungen wurde „auf dem Rabenstein vor dem Sanct Jürgenthor ein alter Hexenmeister von Jossen enthauptet. Sein Blut ward in

einem neuen Topf aufgefangen, welches einer, so mit einem schweren Gebrechen beladen, warm austrank und nachmals im Felde herumliefe". Man sieht, bis zu welchen Fieberphantasien sich die vom Regenwahn trunkenen Leute versiegen. In der Mark Brandenburg fand nun zwar der Hexenprozeß niemals die Ausdehnung wie in den schwarzen Winkeln Deutschlands. Immerhin aber fanden solche statt und regten die Bevölkerung auf. So das entsetzlich ungerechte und grausame Verfahren gegen die Bäuerin Maria Müller vor dem Gericht in Reustadt a. d. Dosse. Die Bäuerin war von einem halbwahnsinnigen Frauenzimmer Namens Schröder der Hexerei beschuldigt worden. Obwohl die Schröder während des Prozesses starb, wurde das gräßliche Verfahren gegen die arme „Hexe" mit aller raffinierten Grausamkeit durchgeführt und die unschuldige Person 1667 hingerichtet. (Miedel, „Märkische Forschungen" II. Bd.) Ueber die Hexenprozesse, die in Berlin selbst geführt wurden, liegen detaillierte Nachrichten nicht vor. Doch weiß man, daß auch bei uns mit der Folter nicht gespart wurde; die schändliche Hexenprozeßführung Deutschlands wurde auch in Berlin angewandt.

Spricht man von dem grausamen Strafverfahren vergangener Zeit, von Hexen- und Aberglauben, so darf man des berüchtigten märkischen Judenprozesses nicht vergessen, der 1510 stattfand und mit Verbrennung von 38 unschuldigen Menschen in Berlin und der Vertreibung der Juden aus der Mark Brandenburg endete. (Schriften des Vereins f. d. Geschichte Berlins, Heft XXI, Berlin 1884.) Dem Prozesse lag ein Kirchendiebstahl in dem havelländischen Dorfe Knobloch zu Grunde; die Nonstranz und „geweihte Hostien" waren gestohlen worden. Der Diebstahl hatte an und für sich nichts Aufschlüssiges, aber die fanatische Priesterchaft, die nach einem Grunde suchte, um sich der Juden zu entledigen, bezichtigte die Juden des Hostiendiebstahls, wobei ihr der Aberglaube der Zeit zu Hilfe kam, daß die Juden Hostien aus Haß gegen das Christentum mit Vorliebe erwirkten. In dem Städtchen Bernau wurden Teile der Nonstranz gefunden, der Kesselhändler Fromm als der Dieb verhaftet und ihm auf der Folter das „Geständnis" erpreßt, er habe eine Hostie nach Spandau an einen gewissen Salomon verkauft. Ein hochnotpeinliches Verfahren gegen die Juden wurde eingeleitet; die schrecklichsten Folterqualen angewendet und das gräßliche, im Aberglauben der Zeit wurzelnde Verfahren damit beendet, daß „am Freitag nach Margarethen Anno 1510" auf dem Neuen Markt zu Berlin dem Paul Fromm das Urteil verkündet wurde, daß man ihn „auf einen Wagen binden, die Gassen auf- und niederführen, mit Zangen reißen und danach in ein Feuer legen" werde; den unglücklichen 38 Juden aber wurde verkündet, daß man sie „zu Pulver verbrennen" werde. Dem Urteil folgte denn auch die gräßliche Vollstreckung in den Straßen Berlins und Köllns inmitten einer johlenden Menge. „Hinter dem Rabensteine" fand dann das gräßliche Schauspiel sein Ende, in dem Feuer-tod des Frommen und der Achtunddreißig in einem drei Stockwerk hohen brennenden Scheiterhaufengerüst. Der entsetzlichen abergläubischen Justiz jener Tage war Genüge geleistet.

In übrigen blieben bis in das 18. Jahrhundert hinein Berlins Straßen der Schauplatz eines grausamen Strafsystems, welches durch die Roheit seiner Ausführung nur zur Verwilderung des Volkes beitrug. Das Spiehkentlaufen der Soldaten in der Breitenstraße war ein fast tägliches vorkommendes Schauspiel, nur manchmal unterbrochen durch einen Akt des Hängens auf dem Neuen Markt, wo der Soldatengalgen stand. Noch 1705 erhielt ein Diebstahls-Gesetz den Zusatz, daß der Dieb oder der Hehler vor dem Hause, in welchem der Diebstahl geschehen war, aufgehängt werden sollten, ohne Rücksicht auf den Wert des Objekts. Allerdings stand es in jenem Jahre um die Sicherheit Berlins so schlecht, daß zu verschiedenen Malen am hellen Tage eine Räuberbande in die Häuser eindrang und Raub- und Mordthaten beging.

Die Grausamkeit der Strafen trug eben, weit entfernt zu bessern und zu schrecken, nur dazu bei, das Volk gegen das Blutvergießen abzustumpfen, die Roheit des Empfindens zu steigern und die Geneigtheit zum Verbrechen zu fördern. — E. R.

### Kleines Feuilleton.

k. Hirschwund. Die Sucht nach Neuheiten unter den „Führem" der Gesellschaft scheint in Paris ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die Gräfin Bille-Will hat, so erzählt ein englisches Blatt, für die neueste Sensation gesorgt. Bei einem großen Festmahl, das sie gab, hatte sie eine beliebte Schauspielerin und Sängerin in einen schön vergoldeten Käfig auf dem Tisch eingeschlossen. Der Käfig öffnete sich vor jedem Gang des Menüs, und die Sängerin führte ihn mit einem passenden Couplet ein. Die Gräfin ist ungeheuer reich und ein „führendes" Mitglied der eleganten Pariser Gesellschaft. Zu dem berühmten Diner waren im ganzen 84 Personen geladen. Als die Gäste sich an den prächtig gedeckten Tisch setzten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen ungewöhnlich großen Gegenstand in der Mitte erregt. Es erschien zuerst als ein riesiger Haufen Rosen, aber bei näherer Betrachtung sahen sie, daß sich unter den Blumen vergoldete Stäbe verbargen. Sie erwarteten mit größter Spannung die Ankunft der Suppe und die Erklärung des Geheimnisses. Gerade als die Suppe kam, öffnete sich das Ding in der Mitte der Tafel langsam. Es war ein Vogellkäfig. Als die beiden Hälften

langsam sich geöffnet hatten, wurde eine schöne junge Dame sichtbar. Sie saß auf einer Rosenbank, und an ihren Schultern waren ein Paar Schwüngen befestigt. Sie stand sogleich auf, und kaum hatten sich die Gäste von ihrem Staunen erholt, als der merkwürdige Vogel zu singen begann. Es war ein witziges kleines Couplet, das einen Hinweis auf die verschiedenen Arten Suppen, die serviert wurden, enthielt und auch auf das Mißgeschick Santos-Dumonts und anderer Luftschiffer Bezug nahm. Die Sängerin war die beliebte Marguerite Deval, von der die Kritiker sagen, sie hätte das ausdrucksvollste Gesicht aller Frauen der französischen Bühne. Als das Liedchen zu Ende war, schloß sich der Käfig und verbergte die Insassin dem Blick. Aber ehe der Fisch serviert wurde, öffnete er sich von neuem, und die Sängerin ließ wieder ein passendes Liedchen hören; sie brachte darin auch Frankreichs Erfolge im Bau von Unterseebooten zur Sprache. So erschien Mme. Deval bei jedem Gang und sang ein Couplet. Einige Verse bezogen sich auch auf Anwesende, aber immer waren sie witzig und zeugten von bestem Geschmack. Sie sang sehr viele Couplets, und die Gäste klatschten herzlich Beifall und erklärten, sich nie in ihrem Leben so gut amüsiert zu haben. Mme. Deval oder die „eingesperrte Nachtigall", wie sie genannt wurde, ist über ihren Erfolg sehr erfreut. „Ich war vollkommen bequem untergebracht, alle Arrangements waren schön. Es war die originellste Idee, von der ich je in der Pariser Gesellschaft gehört habe. Ich fühlte mich wirklich wie eine Nachtigall in meinem Käfig. Die Komponisten waren die besten in Paris. Es war ein Potpourri von Witz und Gefühl. Ich bin gebeten worden, bei der Gräfin v. Tredern, die zu den großen Damen der Pariser Gesellschaft gehört, eine ähnliche Vorstellung zu geben." —

— Ein Stück eigener Lebensbeschreibung des unlängst verstorbenen Berliner Schauspielers Oskar Blende bringt die „Magd. Ztg.": . . . Ich wurde nun ausersehen, die edle Kochkunst zu erlernen, was mir auch innerhalb dreier Jahre gelang. Ich kam dann nach Berlin, um hier noch ein halbes Jahr als Volontär in einem der ersten Geschäfte mich zu vervollkommen, und hier geschah es, daß der damalige Chef de Cuisine den Entschluß, zum Theater zu gehen, in mir erweckte. Das trug sich nämlich so zu: Immer wenn der „Alte" (man nennt fast alle Chefs so) nicht in der Küche war, las oder deklamirte ich den Lehrlingen und den Küchenfeen fast alle Schiller'schen oder Goethe'schen Gedichte und Dramen vor; sie verstanden zwar nichts davon, hörten aber doch andächtig zu, bis auf die sogenannte „kalte Mamsell", die immer anfang zu weinen, wenn ich deklamirte, und mir dann unter Schluchzen zurief: „Hören Sie bloß auf, das is zu scheene! Ne, aber über Ihnen aber auch!" Die Dame war aus Würzen in Sachsen. Dabei ereignete es sich doch hier und da, daß manchmal nicht alles „kappte", das heißt, es brannte mal ein Braten an oder die Sauce brodelte bis zur Unkenntlichkeit ein, ja, eines Tages warf einer der Lehrlinge statt Salz in den Fischtopf eine ganze Handvoll Caheme-Pfeffer hinein, so daß die Gäste oben einen Mordsfandal machten und ich, der ich als Volontär die Oberaufsicht hatte, alles ansputzen mußte. Da wollte mein Instern oder Glücksstern, wie Sie's nehmen wollen, daß, als ich wieder mal Schillers „Jungfrau" laut deklamirte und die „Kalte" ebenso heulte, der „Alte" ganz eilig die Treppe herabkaufte, und ich in meiner Angst und Verwirrung das Büchlein — es war Reclamsche Ausgabe — in den Sauerlohtopf warf, in welchem ich gerade, um das Andrennen zu verhüten, herumrührte; und damit der Chef es ja nicht merkte, „stupfte" ich es mit dem Kochlöffel noch tiefer unter; da plötzlich sagte der „Alte": „Schnell, Blende, geben Sie her, ich will hier weiter rühren, tranchieren Sie inzwischen die Fasanen," nahm mir bei den Worten den Löffel aus der Hand und rührte langsam hin und her. Ich war starr vor Schrecken, und ehe ich mich noch erholt hatte, hörte ich hinter mir die Worte: „Himmelstom . . . was steckt denn in dem Kohl?" In meiner Angst hatte ich den Fasanen die Brust krenz und quer zerschnitten, und ob sie keulen gehabt hatten, war absolut nicht mehr zu erkennen. Ich sah nun, wie der „Alte" Schillers „Jungfrau" mit Daumen und Zeigefinger aus dem Sauerlohl zog, das Titelblatt las, mich mit vorwurfsvollem Blick ansah und sagte: „Also mit so was geben Sie sich ab? (er hatte sofort erraten, daß ich der Missethäter war). Wir sprechen uns morgen!" Die „Kalte" heulte schrecklich. Als ich nun in meiner Zerstreuung und Verwirrung auch noch zum Abend vier Hasen ungespickt und so braun gebraten hatte, daß sie ausluben, wie frisch geräucherte Rotwürste, da war's vollends vorbei. Noch am selben Abend sagte mir der Chef sehr gleichgiltig: „Herr Blende, Sie brauchen von morgen ab nicht mehr zu „arbeiten", an Ihnen ist Hopfen und Malz verloren, gehen Sie zum Theater, Sie sind ein Hampelmann." Was er mit der letzten Bemerkung sagen wollte, weiß ich heute noch nicht. —

### Musik.

Central-Theater. Wenn eine Zeitströmung anflaut, und sei sie auch nur modisch und vorübergehend, so soll auch Dem, der besseres leisten kann, nicht verwehrt werden, sie wenigstens versuchsweise mitzumachen. Man möchte böse werden, daß nun das zu einem Operetten-Theater ersten Ranges berufene Central-Theater sich verübereitelte, und kann doch nicht wissen, was dieser Mode vielleicht auch für die komische Tomme abzugewinnen ist. Jedenfalls reicht die Ausdrucksfähigkeit der Musik weit genug, um von ihr sozusagen alles erwarten zu lassen. Man muß sich nur einmal

darauf befinden, welche Fülle von Humor, Scherz, Grazie und selbst III bereits in ihr geleistet worden ist, welche Freunde das 18. Jahrhundert an musikalischen Spähen hatte, und wie die Meister Bach, Haydn, Mozart, Wagner, Cornelius, einigermaßen auch Beethoven und Schumann die musikalische Kritik beherrschten und zum Teil auch als Menschen dem Scherz, selbst dem ausgelassenen, gewogen waren. Man denke endlich an die eine Kompositionsform: an die der nachahmenden Verarbeitung von Motiven, und phantasiere sich einmal aus, welche drolligen Wirkungen mit ihr, sogar in der würdigen Form der Fuge, erzielt werden könnten.

Die „Losen Blätter“, mit denen vorgestern jenes Theater sich überbrettelte, haben von all' dem so gut wie nichts benützt. Alles in allem war dieser buntere Abend nicht nur meistens unterhaltlich, sondern auch reich an manchem künstlerisch Wertvollen, zumal im Schauspielerischen, und die Gesamtanordnung konnte „sich sehen lassen“. Allein die musikalische Seite des Ganzen war erschreckend schwach. Den Beschluß machte eine einaktige Operette von Bogumil Repler, einem in Berlin nicht unbekanntem Komponisten heiterer Richtung. Sein „Diogenes“ ist so mindertüchtig, daß wir doch wohl bitten dürfen, einen Ersatz dafür zu suchen. In der Reihe der zahlreichen kleinen Vortragsnummern gab es neben gesprochenen — meist unliterarischen Unterhaltungszeug — zahlreiche Gesangsstücke von verschiedenen Komponisten, einschließlich Cornelius mit einem längst bekannten goldschönen Duett. Am häufigsten begegnete hier der Name Kurt Schindler; seine Sachen verdienen gerade noch die Anerkennung, daß sie meist nicht übel und wenigstens in der Deklamation zutreffend sind. Auch Conrad hat mit seinem Couplet „Unter'm Tisch“ wenigstens um Einen Grad besseres gegeben als sonstige Couplet-Komponisten. Wirklich hervorragend war die Musik von Hannes Ruch zu einem Lied von Jodok: „Vabelte“. Dem ersten Anschein nach läßt sie sich infolge ihrer Schlichtheit vielleicht mit Trivialeem verwechseln; tatsächlich aber ist sie von einer so bemerkenswerten Feinheit, daß man ihr die Verträglichkeit des einen mit dem andern vorbildlich demonstriert werden könnte. Die höchst ordinäre Musik freilich, die vor und zwischen den Stücken der 2. Abteilung gemacht wurde, verdient eine energische Verwahrung.

Es liegt nahe, die diesmal beteiligten Künstler des Central-Theaters als längst in ihrer eigenartigen Tüchtigkeit bekannt nur eben zu erwähnen. Allein was Maria Weber hier wieder geleistet hat, kann nicht mit einer bloßen Verweisung erledigt werden. Von dem schlagenden „Ach ja!“ mit dem sie sich zu ihrem ersten Stückchen erhob, bis zu dem dritten Dacapo der „Frechen Katte“ gab es eine Virtuosität nach der andern; mit der jedesmal neu nuancierten „Katte“ erreichte sie sogar für den recht unschuldigen Komponisten einen Hervorruf. — Im übrigen noch eine Extra-Anerkennung der guten Sprechkunst, die die meisten bewährten, und schließlich auch dem Konzertsüßgel System Dr. Moser!

**Astronomisches.**

en. Der verschwundene Mondvulkan. Eine ganze Anzahl Astronomen ist seit Jahren damit beschäftigt, die Oberfläche des Mondes in möglichst großem Maßstabe photographisch darzustellen. Zu diesen Forschern gehört auch der Leiter der Sternwarte in Prag, Professor Weinel, der seit etwa einem Jahrzehnt das Verfahren benützt, einzelne Teile der Mondoberfläche photographieren und dann von den Platten noch Vergrößerungen herzustellen, auf denen die feinsten Einzelheiten hervortreten müssen. Diese Idee erschien wertvoll und fruchtbar, aber in der Praxis hat sie auch ihre Mängel. Professor Weinel hat bereits mehrfach das Vorhandensein bisher unbekannter Vulkane und Krater auf dem Monde behauptet, die von andern Beobachtern nachher nicht gefunden werden konnten. Jetzt ist wieder ein Streit über einen solchen Mondkrater entbrannt, der für seinen Entdecker ungünstig zu verlaufen scheint. Professor Prinz in Brüssel bringt in den „Astronomischen Nachrichten“ einen Artikel, worin er nachweist, daß der auf einer Anzahl vergrößerten Photographie entdeckte Mondkrater in der Nähe des bekannten Mondkraters Chladni gar nicht existiere. Der tief-schwarze Fleck, den Weinel bei seiner Photographie für einen Krater gehalten hat, dürfte nichts anderes gewesen sein als ein durch die Vergrößerung stark hervortretender Fehler der Platte. Trotz Anwendung der schärfsten Hilfsmittel hat bisher kein anderer Beobachter diesen Krater finden können. Auch auf einer Zeichnung, die der amerikanische Astronom Professor Holden durch das Nierenfernrohr der Sid-Sternwarte angestellt hat, ist auf der von Professor Weinel angegebenen Stelle nichts zu sehen, ebensowenig auf dem Mondatlas von Krieger, auf den Photographien des Pariser Mondatlas wie endlich auf den photographischen Aufnahmen durch das große 13zöllige Fernrohr der Sternwarte in Brüssel. Mit der Nova Chladni ist es also nichts. —

**Technisches.**

— Kosten der Wasserkraft. Ueber die Kosten der durch fallendes Wasser erzeugten Kraft im Vergleich mit der von Dampf- und Gasmaschinen gekerkerten stellte Kerschaw von der Britisch Association Vergleiche an, denen „Glückauf“ das wichtigste entnimmt. Nach zahlreichen, von dem genannten Ingenieur gesammelten statistischen Angaben haben die niedrigsten wirklichen

Kosten einer durch die Wasserturbine erzeugten elektrischen Pferdekraft jährlich (8760 Stunden) 191 M. betragen, und dieses Resultat ist in der Schweiz erzielt worden. Die niedrigsten Kosten der durch Dampfmaschinen erzeugten gleichen Kraft haben 475 M. betragen und sind in den Vereinigten Staaten zu verzeichnen gewesen. Die niedrigsten veranschlagten Kosten bei Wasserkraft hat er mit 124 M. in Canada gefunden, bei Dampfkraft mit 483 M. in England, bei Hochofengas mit 408 M. in Deutschland, bei Kraftgas mit 490 M. in England.

Dieser Vergleich zeigt zwar, daß Wasserkraft, sobald sie ohne ungewöhnliche Anfangsausgaben gewonnen werden kann, die wohlfeilste Quelle mechanischer oder elektrischer Kraft ist. Wenn indessen die Anlagelosten bedeutend sind, oder wenn die Kraft auf weite Entfernungen übertragen werden muß, so wird der Unterschied zwischen den Kosten der Wasser- und der Dampfkraft erheblich ermäßigt und verschwindet in einigen Fällen ganz. Es ist festgestellt worden, daß die elektrische Energie, die durch fallendes Wasser erzeugt wird, in Rheinfelden, in Zürich und in Buffalo mehr kostet, als sie in Süd-Lancashire kosten würde, wenn sie im Großbetrieb durch Dampfkraft erzeugt wird. Der Unterschied zwischen den wirklichen jährlichen Kosten für die elektrische Pferdekraft, die durch die Wasserkraft der Niagarafälle gewonnen wird, und den berechneten Kosten der Pferdekraft, die beim Großbetriebe durch Dampfkraft in Süd-Lancashire erzeugt wird, macht nur 60 M. aus. —

(„Techn. Absh.“)

**Humoristisches.**

— Die Forelle. Herr David Kattun erscheint an einer vollbesetzten Table d'hôte. Ein höflicher Herr rückt zur Seite, so daß noch ein Stuhl eingeschoben werden kann, auf dem der verspätete Gast Platz nimmt.

Beim zweiten Gang giebt es delikate Fische. Auf der Schüssel befindet sich, als sie an die fragliche Ecke gelangt, noch eine große und eine kleine Forelle. Herr Kattun nimmt sich ohne viel Besinnen die große und läßt seinem Nachbar den schäßigen Rest.

Der Nachbar (entkräftet): „Da hört doch alles auf! Erst rüde ich hier beiseite, damit Sie noch nütessen können, und dann sind Sie so unbescheiden und nehmen sich die größte Forelle!“

Herr Kattun: „Was hätten Sie denn an meiner Stelle gethan?“

Der Nachbar: „Ich wäre natürlich rücksichtsvoll gewesen und hätte die kleine Forelle genommen.“

Herr Kattun: „Na was wollen Sie von mir, — da haben Sie sie ja!“ —

— Am Bierwaldstättersee. Führer: „Hier, genau wo die Gedenkplatte ist, sprang Tell aus dem Rachen aus Land.“

„Härne, das is aber recht gefährlich, auf der glatten Platte konnte er doch leicht ausrutschen!“ —

— Reporter-Stil... Aus Verzweiflung und der Num-flasche hatte er sich einen Wortskausch angetrunken. —

(„Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Das Berliner Theater bringt im November zwei Novitäten: „Der Bann“, Schauspiel von Johannes Schlaf und Axel Delmar's Einakter „Es tagt“.

— Das auf sechs Abende berechnete Gastspiel der Néjane im Lessing-Theater nimmt am 13. November seinen Anfang. —

— Hermann Sudermanns neues Stück „Es lebe das Leben“ wird seine Premiere gleichzeitig in Wien, München, Dresden und Hamburg erleben. —

— Ein neues Theater wird in nächster Zeit aus Staatsmitteln in Kopenhagen errichtet werden. Die neue Bühne soll ausschließlich für das Schauspiel bestimmt sein, für dessen Zweck bisher kein besonderes staatliches Institut zur Verfügung stand. —

t. Erdmagnetische Untersuchungen werden von der Regierung der Vereinigten Staaten auf den Hawaii-Inseln veranlaßt werden. —

— Von einem mutigen Knaben berichtet der „Eis-Volkr. Wienenzüchter“: Ein etwa zehnjähriger Knabe stand barhäuptig nahe bei dem Wienerstande, als eben ein Schwarm auszog. Nach einigem Hin- und Herfliegen nahm die Königin ihren Sitz auf dem Kopfe des Knaben, und rasch flogen Tausende von Bienen hin. Der Vater, der die Sachlage sofort erkannte, rief dem Jungen, der schon öfter beim Schwarmfliegen zugeesehen hatte, in aller Eile zu: „Nüß Dich nicht Hans! Mach den Mund und die Augen zu, ich werd' den Schwarm gleich fangen und einfassen.“ Der Knabe gehorchte; der Vater goß Wasser über den von Bienen eingehüllten Kopf des Knaben, bog lehteren nach vorn und strich mit einem Federwisch die ganze Gesellschaft in einen untergehaltenen Strohsorb. Der Knabe hatte keinen einzigen Stich erhalten. —